

Festrede: Fachmatura 25. Januar 2013

1.

Das Spiel ist gespielt, die Karten sind ausgezählt, die Trümpfe haben gestochen, die Partie ist gewonnen. (*stereotyp sprechen*)

Liebe Fachmaturi und Fachmaturae, liebe Lehrpersonen, liebe Angehörige der heute Gefeierten, liebe Gäste

Das Spiel ist gespielt, Sie – von Ihrer Klasse leider nicht alle – sie haben Ihr Ziel erreicht, sie werden heute mit dem Fachmatura-Diplom geehrt. Ich gratuliere Ihnen zu dieser besonderen Leistung; und als Geschichtslehrer bedanke ich mich für Ihr Mitwirken. Ich glaube, es gab schöne, intensive Momente, in denen ich begeistern konnte, in denen Sie interessiert zuschnappten; und hier eine Lobrede auf Sie zu halten, wäre gerechtfertigt. Eine Lobrede? Da ich hier nicht Süssholz raspeln will und da jede Wahrheit ihre Verkündung lohnt, muss allerdings auch gesagt werden, dass Sie nicht immer eine pflegeleichte Klasse waren. Einige von Ihnen zeigten sich lernresistent oder verharren allzu lange im Standby-Modus.

(*Schnell sprechen*) Leandra sass da wie ein **Steinmann**, Barbara vergass **Bucher**, Silvan **scheuberte** sein I-Phone, Samira war immer weniger fresh und **freshner**, Maya machte **Locher** in die Luft, Simona **schmiedete** andere Pläne, Uschi sah aus wie **Ottos** Schadenposten, Muriel sass stumm **dahinden**, Lara fragte: **Solterman** was tun? und von Lukas **willi** gar nicht reden. (Entschuldigung! Die übertriebenen Vorwürfe sind nur namensbedingt!)

Also eine Hasspredigt? Nein, das wäre diesem heiligen Anlass nicht angepasst. Wechseln wir den Anfangsbuchstaben aus! Anfangsbuchstaben haben ihren eigenen Charakter: Das wacklige X ist der Klappstuhl des Alphabets; mit dem müden O gähnt das ABC. Ich nehme A, B, C, D, ..., das J, die Garderobe des Alphabets, an deren Kleiderhaken man etwas aufhängen kann. Nicht Lob-, nicht Hassrede, ich halte eine Jassrede. (*Krawatte zeigen*)

2.

Wenn man früher im diesem Haus durch den Mitteltrakt lief, begegnete man ständig Schülerinnen- und Schülergruppen, die sogar in der Pause und in den Abfallminuten miteinander einen Jass klopfen. Dies ist natürlich verschwunden: Das Kartenspiel zu viert ist durch Smartphones abgelöst worden; das Auspielen von Karten mit grossmauligen Kommentaren und Schulterklopfen ist dem Touchscreen digitaler Wundermaschinen gewichen. Ich sage dies hier, ohne Manfred Spitzers düsterer Prognose der „digitalen Demenz“ recht geben zu wollen. Aber es ist eine zu beobachtende Tatsache: früher face to face, jetzt bloss facebook. Der Homo ludens ist vom homo digitalis verdrängt worden.

Lassen Sie mich deshalb während dieser Festrede das Schulrad der Geschichte etwas zurückdrehen. Es ist aber weniger die Geschichte des Jassens, die mich zur Jassrede drängt. Die Ursprünge des Jassens liegen im Dunkeln, man nimmt an, dass das Kartenspiel aus dem Orient sowohl via Kreuzritter als auch via Söldnertruppen zu uns kam. Aber die Jasskarten haben etwas Besonderes: etwas Anarchistisches und etwas Philosophisches.

- Das Anarchistische: Während beim Schachspiel der König König bleibt und die Hierarchie vom Bauer über den Springer zur Königsdame bewahrt bleibt, eröffnet die Jass-Szenerie eine verkehrte Welt. Hier kann der Bauer, auch „Bube“ genannt, den König schlagen, der Untere den Oberen besiegen. Die übliche Gesellschaftsordnung ist in Frage gestellt, Und es erstaunt nicht, dass das Kartenset früher vor allem von der Kirche als des „Teufels Gebetsbuch“ verschrien worden ist. Sie sehen, eine passende Parallele zum heutigen Tag, an dem Sie als Baldegger-Untertanen und wir als Lehrpersonen unser hierarchisches Verhältnis und den einseitigen Autoritätsweg beenden.

- Das Philosophische: Im Gegensatz zu den Würfelspielen, bei denen der reine Zufall regiert, und im Gegensatz zum Schachspiel, bei dem allein das taktische Geschick und der Intellekt entscheiden, stellt das Jassen eine gelungene Mischung von beidem dar. Sie sehen die

Parallele zur Fachmaturaprüfung. Sie hatten vielleicht Glück oder Pech, was für ein Thema Sie gelöst bekamen, dann aber mussten Sie Ihren Denkapparat starten. Beim Jassen bekommt man eine Auswahl von vier Farben und von neun Werten (vom Sechs zum Ass). Das ist die Ausgangslage, damit hat man zu bestehen. Sind die Spielkarten mal ausgeteilt, müssen wir sie ordnen, müssen wir versuchen, das Optimum herauszuholen. Ist das nicht die begrenzte Spiegelung unseres Daseins? Man ist ins Leben geworfen, mit bestimmter Umgebung, mit gewissen Voraussetzungen, und jetzt ist Kunstfertigkeit gefragt. Jetzt gilt es das Beste aus den Konditionen zu machen. Jetzt hat man Freiraum.

Deshalb, lassen Sie mich jassen und in dieser Rede viermal die Trümpfe der deutschen Spielkarten ausspielen!

3.

Trumpf ist Rosen. (*Karte zeigen*)

Diese Königin der Pflanzen, mit den zitronengelben Blüten-, den schwarzen Kelchblättern und dem roten Fruchtknoten (biologisch ja nicht so korrekt), ist natürlich leicht zu verorten. Die Rose ist das Symbol der Liebe und der Jugendfrische. Heute lieben Sie das Ende der FMS, und Jugendfrische ist durch Ihre festliche Ankleide noch stärker betont als sonst. Die Rose hier ist nicht die Rose des Rosenkavaliers, der der Angebeteten eine silberne Rose überbringt, um die Ankunft des Bräutigams anzukündigen. Es ist auch nicht die Rose des Junggesellen in jener Kuppelshow, wo der Bachelor allen attraktiven und schmollsüchtigen Damen die Rose des Weiterkommens überreicht. An der PHZ werden Sie ja dann einen anderen Bachelor antreffen. Nein, es ist Tradition, dass alle hier diplomierten Schülerinnen und Schüler neben dem Zeugnis eine Rose ausgehändigt bekommen. Die Rosenüberreichung ist ein Ritual, eine Sinngeste, die die Bedeutung des Anlasses unterstreicht. Rituale sind unverzichtbar, denn sie helfen, bedeutsame Übergänge im Leben zu gestalten. Rituale bringen Struktur, Halt, ein Gefühl von Sicherheit, da ja jetzt Altes verschwindet und Neues bevorsteht. Nicht umsonst ist heute der 25. Januar, gemäss dem religiösen Kalender Pauli Bekehrung, Gedenktag des Apostels Paulus, als er auf dem Weg nach Damaskus seine visionäre Lichterscheinung erhielt und in dieser persönlichen Sternstunde sich vom Ungläubigen zum Gläubigen wandelte. Auch für Sie ist das heutige Datum eine Sternstunde, ein Rosentag.

Im berühmten Science-Fiction Kultfilm „Blade Runner“ (von Ridley Scott) beklagt ein Roboter, dass die alten Momente seines Lebens „der unwiederbringlichen Vergänglichkeit geweiht seien“, „lost in time, like tears in rain“, also verlorene Zeit, wie Tränen im Regen. Ich hoffe, Sie spüren, dass es in jedem Leben vielfältige Veränderungsprozesse gibt (wie diesen hier) und dass diese Übergänge mittels stimmiger Rituale und ausdrucksstarker Sinnlichkeit bestens gemeistert werden. Haben Sie dies gemerkt, dann sind die vier Jahre Baldegg nicht umsonst, nicht „lost in time, like tears in rain“.

4.

Trumpf ist Schellen (*Karte zeigen*)

Bei der Schelle, dieser goldgelben, rundförmig geschmiedeten Kugel – wird's nun lauter, da es schallt und tönt, bis die Schelle zerschellt. Aber aufgepasst! Die nahe liegende Vorstellung des historischen Hofnarren oder des heutigen Fasnächtlers im Narrenkleid, an dem die Schellen schütteln und dessen Geschwätz mit Schellengerassel gleichgesetzt wird, führt in die Irre. Denn früher galt das Schellentragen als Auszeichnung. Die Schellen dienten als Zeichen der Amtserkenntnis und der Wachsamkeit. Ihr Klang zeigte dem vor der Ritterburg versammelten Volk an, dass jetzt der Ritter ankommt, dass der Herold etwas zu verkünden hat. Schellen sind Aufmerksamkeitszeichen, etwa so wie der berühmte Schellenursli, der – von seinen Spielgefährten wegen der zu kleinen Schelle gehänselt – nur mit der grössten Kuhglocke die bösen Wintergeister im Engadin vertreiben will, oder etwa so wie die Geburtshelferkröte – soeben von Pro Natura zum Tier des Jahres erkoren – die umgangs-

sprachlich als „Glögglifrosch“ mit seinen glockenhellen Rufen auf seine Paarung aufmerksam macht.

In zwei Richtungen möchte ich hier diese Tugend der Aufmerksamkeit ausloten. Einerseits sollen Sie aufmerksam sein, die Ohren spitzen, die Schelle griffbereit halten, das Gespür haben, versteckte und doppelbödige Aussagen oder Inhalte aufzudecken. Am besten lässt sich dies im Kleinen in der Sprache zeigen, etwa bei Einzelbegriffen oder bei Statistiken. Im „Kassensturz“ vor zwei Wochen – wohl um die Konsumfreudigkeit der Schweizerinnen und Schweizer zu begründen – wurden alle Arten von Toiletten-Papier einem Test unterzogen. Dabei wurde statistisch gesagt, dass die Schweiz in dieser Sparte europaweit Spitze ist, da sie, die Schweiz 21 kg WC-Papier pro Kopf und pro Jahr verbrauche. Da schellt es bei mir und ich frage mich nur: warum eigentlich pro Kopf? – Hat es bei Ihnen auch geschellt, als kürzlich Lance Armstrong Doping als eine „ganz normale Risikoabwägung“ bezeichnete und das Doping im Profiradsport für so normal hielt „wie Reifen aufpumpen und Wasser in die Flaschen füllen“? Schellt es bei Ihnen auch, wenn Begriffe bewusst oder unbewusst verharmlost werden oder worden sind? Statt Judenvergasung: Endlösung; statt Atommülldeponie: Entsorgungspark; statt Isolationsfolter: Einzelhaft; statt Bombardierung ziviler Personen: Kollateralschäden. Arbeitskräfte werden heutzutage nicht mehr entlassen, sondern „freigesetzt“ oder „freigestellt“; man wird nicht mehr einer Aufgabe entbunden, sondern „beurlaubt“. Worte sind manchmal versteckte Arsendosen, durch bestimmte Begriffe kann das Denken, Handeln und Fühlen des Menschen manipuliert werden.

Andererseits kann aber auch zu viel geschellt werden. Wir leben in einer Gesellschaft, in der jener, der nicht auffällt, untergeht. Die erfolgreiche Suche nach dem Superstar und das Dschungel-Motto „Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!“ unterstreichen das vorherrschende Zeitgefühl. So ist es nicht erstaunlich, dass sich immer stärker der Ruf für eine Ökonomie der Aufmerksamkeit aufdrängt (*Philosophie von Hans Blumenberg*). Wer stets munter kommuniziert und dabei sein Ego kämmt, stösst unweigerlich an an der Wirklichkeit der Leistungsgesellschaft. In einer digital gewordenen Mitteilungszivilisation, die zum update oder zum follow-up zwingt und viel Aufmerksamkeit verschwendet, wird es immer wichtiger, zwischen dem Wichtigen und Belanglosen unterscheiden zu können. Wer sich unkontrolliert an die medialen Träger bindet und sich in ständiger Geschäftigkeit aufhält, darf die Fähigkeit der Selektion nicht verlieren.

Ich hoffe, dass Sie einerseits bei kritischen Entdeckungen die Schellen ertönen lassen und dass Sie andererseits im verdichteten Durcheinandertal heutiger zivilisatorischer Errungenschaften die Spreu vom Weizen zu trennen wissen und gelernt haben, dass Aufmerksamkeit achtsam und mit Mass zu pflegen ist. Dann ist klargestellt, dass die vier Jahre Baldegg nicht (*langsam sprechen*) der unwiederbringlichen Vergänglichkeit geweiht sind, nicht „lost in time, like tears in rain“.

5.

Trumpf ist Eicheln (*Karte zeigen*)

Jetzt werden wir bodenständig und es wird gesuhlt. Die Eichelmast, bei uns auch Ecker, Eckermast genannt, war früher eine weit verbreitete landwirtschaftliche Praxis. Die Wälder wurden vorwiegend zur Weidewirtschaft genutzt, denn den Wert des Waldes berechnete man nicht in erster Linie nach dem Holzertrag, sondern nach dem Früchteertrag, beim Eichenwald also nach dem Eichelerlös für die Schweinefütterung. Die Hausschweine, die sich damals mit ihrer hochbeinigen Statur und ihrem gewölbten Rücken kaum von Wildschweinen unterschieden, wurden in die Wälder getrieben, damit sie sich dort an Eicheln und Bucheckern satt fressen. Man wusste, dass die Mast mit Eicheln ein besonders geschmackvolles und derbes Schweinefett produzierte, die Mast mit Buchen ein eher weiches Fett und einen tranigen Geschmack zur Folge hatte. So bevorzugte man einen gleichmässigen Mix, die sogenannte „Schmalzweide“, die den besten Schinken erzeugte.

Auch wir haben Sie vier Jahre lang mit der Eichelmast des Lernstoffs gefüttert und gemästet. Wenn Sie bildungsgefrässig waren, haben sie auch manch verdiente Delikatesse aufgelesen.

Vielleicht war die sonst kerngesunde Eichelnuss manchmal allzu fruchtig, sass allzu protzig in ihrem schuppigen Fruchtbecher, sodass sie zu Recht zu grunzen anfangen und ihre stacheligen Borsten streckten. Aber all dies ist nicht entscheidend. Der etwas vulgäre Merkvers „Hat der Bauer Bock auf Schinken, fängt der Eber an zu hinken!“ stimmt für die Pädagogik nicht. Mit der Eichelsuche ist es noch nicht getan. All die verschlungenen Früchte müssen bei ihrem Verzehr verdaut werden, deren Säfte des Auskeimens müssen herausgesogen (extrahiert) werden, das Fettpolster des Schinkens muss organisch zubereitet werden. Wenn Sie bloss Eicheln im Weidewald fressen, dann ist das bloss Ausbildung. Wenn Sie aber als Kostgänger die reifen Früchte in eigener Verarbeitung und Durchsäuerung zu etwas Neuem verwerten, dann ist das Bildung. Als fleissige Eichelsammler haben sie sich ausgebildet, als eigenständige Verwerter und Schinkenproduzenten haben sie sich gebildet. Früher, im Eichenwald mussten sie die Fragen Ihrer Lehrer beantworten, jetzt müssen Sie sie verantworten. Früher wurde Ihnen das Faktenwissen um den Mund geschlagen, jetzt müssen Sie selbst mündig werden. Verstehen Sie mich richtig: Es braucht die Essensgrundlage der Eichelweide, es braucht das solide Faktenwissen, trotz Verfaulen einiger Früchte und trotz der Halbwertszeit des heutigen Wissens. Es braucht diesen Stoff, da er bei sinnvoller Mästung und innerer Konsistenz eben selbst zur Nahrung werden kann, an dem sich der Verstand und die Seele überhaupt entwickeln können. Das ist ein Reifeprozess, der sich nicht einfach dank äusserer Umstände einstellt, sondern der – um eine einprägsame Definition von Umberto Eco heranzuziehen – aus 10 % Inspiration und 90 % Transpiration besteht.

Ich hoffe, dass Sie sich bei uns eichelsüchtig und schinkenproduzierend inspirieren und transpirieren liessen, mal besser malbuner, und dass Sie sich in diesem Prozess von Ausbildung zur wahren Bildung wohlgefühlt haben. Dann ist klargestellt, dass die vier Jahre Baldegg nicht der unwiederbringlichen Vergänglichkeit geweiht sind, (*poetisch sprechen*) nicht „lost in time, like tears in rain“.

6.

Trumpf ist Schilten (*Karte zeigen*)

Schildern wir, was die schwarzen Schilten sind. Zugrunde liegt das Wort Schild, ursprünglich der Schild, also die Schutzwaffe, später ergänzt durch das Schild, also das Aushängezeichen. In der Ritterzeit waren die Schilde bekanntlich mit dem Wappen und den Farben des Trägers bemalt. An diesen heraldischen Zeichen konnte der Wächter einer Burg ablesen, was der Ankömmling als Freund oder Feind beabsichtigt, was er eben „im Schilde führt“. Später ging man dazu über, nach der Vorlage des bebilderten Ritterschildes auch einen bürgerlichen Haus- oder Namensschild zu verwenden, zum Beispiel an Wirtshäusern. Ein Schild mit sich führen bedeutet demnach, dass man sich nach aussen als zu einer Gruppe gehörig bekennt, dass man sich mit seiner gesellschaftlichen Zugehörigkeit identifiziert, dass man seine Persönlichkeit nur dadurch bewahrt, dass man sich als soziales Wesen versteht. Es ist eine Binsenwahrheit, die jeder Wissenschaftler heute bestätigt: Der Mensch war nur zur Schaffung unserer hoch entwickelten Gesellschaft fähig, weil es ihm gelungen war, in grossem Stil mit anderen zu kooperieren. Der Mensch braucht die Gemeinschaft, aber nicht nur für das nackte Überleben, sondern auch, um sich und sein Handeln beurteilen zu können. Erlauben Sie mir, dies anekdotisch an einem Darwinschen Witz der natürlichen Auslese zu illustrieren. Zwei Wanderer werden von einem Bären verfolgt. Der eine bleibt stehen, um seine Joggingsschuhe anzuziehen. „Hey, komm schnell“, hetzt der andere. „Du glaubst doch wohl nicht, dass du mit den Schuhen schneller laufen kannst als der Grizzly.“ „Nein, nicht schneller als der Bär, aber schneller als du.“ So raffiniert dies erscheint und sich das egoistische Gen durchgesetzt hat, auch dieses wird zur Beute des hungrigen Bären werden. Nur eine gemeinschaftliche Zusammenarbeit hätte die gefährliche Situation entschärft.

Ich hoffe, dass Sie in Ihrem zukünftigen Werdegang das Schild der Baldegger Ritter (Kennen Sie es: zwei weisse, symmetrisch angeordnete Federbüsche im roten Feld!) als geliebtes, vier Jahre lang gezimmertes Wappenschild hochhalten und den Wert einer verschworenen Gemeinschaft, sei es im Klassenverband, sei es in Teamarbeit, geschätzt haben. Ist das so, dann ist klargestellt, dass die vier Jahre Baldegg nicht der unwiederbringlichen Vergänglichkeit geweiht sind, (*melancholisch*) nicht „lost in time, like tears in rain“.

7.

(*stereotyp*) Das Spiel ist gespielt, die Karten sind ausgezählt, die Trümpfe haben gestochen, die Partie ist gewonnen.

Viermal habe ich einen Trumpf ausgespielt. Trumpf ist volkssprachlich bloss eine Vereinfachung von Triumph. Dieser gehört Ihnen! Geniessen Sie Ihren Triumph und geben Sie Ihre Trümpfe nie aus der Hand!

Nun weiss aber der Kenner, dass der Jass nicht dann endet, wenn alle Punkte ausgezählt sind, nicht dann, wenn die letzte Karte ausgespielt ist, nicht dann, wenn die Striche auf der Schiefertafel vermerkt sind. Das Spiel ist regelkonform nur dann fertig, wenn der Sieger dies bekannt macht, wenn er im Vollbewusstsein seiner Kräfte und mit der Urteilskraft seiner reinen und praktischen Vernunft folgeschwer und formelhaft sagt, dass er sich bedanke.

Wohlan denn, liebe Fachmaturi und Fachmaturae, für die vier Baldegger Jahre und für die Aufmerksamkeit heute, „ich bedanke mich“.

Dr. Paul Bernet, 25. Januar 2013

Fachlehrperson für Geschichte und Philosophie